

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-339685](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339685)

den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1818 zu Mastatt.
— Höchstdessen Gemahlin und noch lebende Wittwe:
Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin, geb.
den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame
des kaiserl. Brasilianischen Südcreuz-Ordens.

Kinder:

1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,
verm. am 9 Novbr. 1830 mit dem Prinzen Gustav
von Wasa.

2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813,
verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbprin
von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept.
1811.

3) Marie Amal. Elisab. Carol., geb. den 11 Okt. 1817.

4) Weil. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept.
1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-
Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbgroß-
herzog zu Hessen, den 19 Juni 1804.

Am neuen Jahre.

Wo eilst ihr hin, ihr Lebensstunden,
Zeit, edle Zeit, wo fliehest du hin?
Wie mancher Tag ist schon entschwunden,
Wie manches Jahr flog mir dahin,
Ein großer Theil von meiner Zeit
Ist schon im Meer der Ewigkeit!
Auch geh'n noch vorwärts diese Jahre,
Ein neues tritt schon wieder ein,
Was wird es sein, das ich erfahre,

Wie wird mein Loos beschaffen sein?
Tiefen Ernst schaffst du, o Zeit,
Mehr noch du, o Ewigkeit.
Doch will ich nicht den Muth verlieren,
Sieh', Jesus Christus ist mein Freund,
Er wird mich durch dies Leben führen,
Bis er mit sich mich dort vereint.
Zeit, Ewigkeit, ich fürcht' euch nicht,
Bleibt Jesus nur mein Trost und Licht.

Die alten Markgrafen von Baden.

(Fortsetzung.)

Markgraf Christoph I., von dem ich dir,
lieber Leser! im vergangenen Jahre erzählt
habe, lebte in sehr fruchtbarer, gesegneter Ehe;
er hatte acht Söhne. Doch nur zwei pflanz-
ten das markgräfliche Haus fort, und wur-
den die Stammväter von zwei Linien, der
Baden-badischen Linie und Baden-durlachischen
Linie. Es waren die Markgrafen Bernhard
und Ernst. Diese theilten die Markgraffschaft
unter sich; Markgraf Bernhard nahm seine
Residenz zu Baden, Ernst zu Pforzheim. Doch
dessen Sohn Karl wurde von den Pforzheimern
beleidigt, und verlegte darum diese nach Dur-
lach, erbaute daselbst nach dem von ihm selbst
entworfenen Riß die Karlsburg. Die Fürsten
der Linie von Baden-Baden ließen sich große
Fehler zu Schulden kommen, dafür mußten
auch sie selbst sowie das Land schwer büßen.

Eines bessern Zustandes erfreuten sich im Gan-
zen die Unterthanen der Fürsten aus dem Hause
Baden-Durlach; Markgraf Ernst, der Stamm-
vater, erweiterte sein Besizthum mit den Herr-
schaften Badenweiler u. Saufenburg, und mehrte
das Einkommen des Landes durch Beförde-
rung des Bergbaues, der zumal in unsern
Tagen bekanntlich keine unbedeutende Quelle
für den Wohlstand des badischen Landes dar-
bietet. Denn dieses gewinnt jährlich gegen drei-
tausend Kronen Gold, sechshundert Mark Sil-
ber, neunhundert Zentner Kupfer und hundert
drei und siebenzig tausend, dreihundert sieben
und sechzig Zentner Eisen. Noch mehr Ge-
winn jedoch wirkt das Kochsalz ab, wovon
jährlich nicht weniger denn dreimalhunderttau-
send Zentner gestoten werden.

Markgraf Ernst trennte sich von der alten

Kirche, und führte 1550 — 1560 in seinen Landen den neuen protestantischen Glauben ein. Sein Sohn Karl, der Erbauer der Karlsburg zu Durlach, kehrte im Jahre 1577 wieder nach Pforzheim zurück. Denn in diesem Jahre nämlich war er gestorben, und wurde dahin (wohin jetzt noch alle Fürsten unseres Regentenhauses nach dem Tode folgen) in die Gruft seiner Ahnen gebracht.

Seinen Sohn Georg Friedrich traf eine schwere, unglückliche Zeit. Durch die Kirchentrennung wurden die Gemüther in Deutschland einander entfremdet. Das Mißtrauen nahm mit jedem Tage mehr überhand, man schied sich in zwei einander feindselige Parteien und endlich kam es 1618 zum Ausbruch des dreißigjährigen blutigen Krieges. Die Böhmen kühlten sich durch einzelne Anordnungen des Kaisers gekränkt, und erhoben dafür wilden Aufstand gegen ihren rechtmäßigen Fürsten und Herrn, erklärten ihn der böhmischen Krone verlustig. Als bald erschien am Hofe Friedrichs des Pfalzgrafen am Rhein eine böhmische Gesandtschaft, welche ihm diese Krone antrug.

Friedrich gab mehr den Einflüsterungen und der Lust seines Herzens und seiner ehrsüchtigen Gemahlin, welche eine Königs-Tochter aus England war, als dem Rathe treuer Freunde. Der Einfluß hör, und nahm dieses gefährliche Geschenk aus der Hand aufrührerischer Unterthanen an. Er kam nach Böhmen, aber bereits gleichzeitig mit ihm auch die kriegerischen Schaaren seines Gegners Kaiser Ferdinands II. Darum war nur von kurzer Dauer seine Freude auf dem Königsstrome; die Schlacht am weißen Berge bei Prag gieng für ihn verloren, und beraubte ihn der Krone sowie seines eigenen Erblandes. Als armer Verbannter irrte er lange umher, und mußte am Ende gar den deutschen Boden verlassen und von der Gnade und der milden Unterjüngung, ferne von seinem Vaterlande, am Hofe seines Schwiegervaters Jakob I. von England seine Tage fristen. Schwer büßten für seinen Fehler die Einwohner der Pfalz. General Tilly zog mit

seinen Kriegsschaaren heran, und machte durch Raub und Verheerung jeder Art den Bewohnern fühlbar, wie sehr der Kaiser ihrem Fürsten und dem Lande zürne. Markgraf Georg Friedrich handelte in diesen unglücklichen Tagen wie Ehre und Pflicht von ihm verlangte, er nahm sich der Sache des unglücklichen Pfalzgrafen und seiner bedrängten Glaubensbrüder, der Protestanten, an. Damit aber deswegen seine Söhne nicht seines Erbes, der Markgrafschaft verlustig giengen, so trat er, bevor er zum Schwerte griff, er diesem Land und Leute ab; darauf sammelte er Kriegsvolk, und wollte Tilly, der bei Wiesloch eine Schlappe erlitten hatte, überrumpeln. Dieser Feldhauptmann war ernsten, düstern Charakters, den Weibern sowie dem Weine gleich abhold, hatte schon viele Erfahrungen in der Kriegskunst gesammelt. Dem Markgrafen, dem diese noch fehlte, mißlang daher sein Vorhaben. Tilly hatte gehört, daß Georg Friedrich mit seinen Truppen gegen ihn heranziehe, und nahm bei Wimpfen eine feste Stellung ein.

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne verkündete am 26 April 1622 der Donner des groben Geschüzes den Anfang der Schlacht. Georg Friedrich kämpfte tapfer wie ein Löwe, nach seinem Beispiel die badischen Krieger, aber es gelang ihm nicht, den alten kriegsgewandten Feind aus seiner Stellung zu verdrängen, vielmehr ließ er selbst durch eine verstellte Flucht sich aus seiner Wagenburg herauslocken, so daß der Feind dadurch ihm in den Rücken fallen konnte. Dieses geschah, und sein Heer überließ sich in der äußersten Bestürzung der Flucht.

Doch eine unsterbliche That verherrlicht diesen unglücklichen Ausgang des Tages bei Wimpfen. Vierhundert Bürger aus Pforzheim, welche unter dem Namen des weißen Regiments die Leibwache des Markgrafen bildeten, deckten die Flucht ihres Fürsten, denn sie stellten sich der ganzen Macht ihres siegenden Feindes entgegen, schlugen die angebotene Gnade mit heldenmüthiger Todesverachtung zweimal aus, und fielen Mann für Mann auf dem Platze, wo sie gestrit-

ten hatten. Nach dieser unglücklichen Schlacht wurde das Land vom feindlichen Kriegsvolke überschwemmt; Georg Friedrich flüchtete sich nach der Beste Hochberg im Breisgau und auch sein Sohn mußte die Heimath verlassen.

Bis zum Jahre 1633 blieb das badische Oberland zum größern Theil von den Uebeln dieses schreckbaren Krieges verschont; nunmehr aber mußte es dieselben noch in vollem Maaße erfahren. Im Sommer dieses Jahres erschien der Feldmarschall Gustav Horn mit einem Heere am Bodensee und wollte sich der Stadt Konstanz versichern, bevor die erwartete Armee der katholischen Fürsten herankäme. Unverweilt schloß Horn darum diesen Ort ein, und hoffte in kurzer Zeit seine Uebergabe zu erzwingen. Die Bürger von Konstanz erhielten von keiner Seite Hülfe und Unterstützung, darum verzweifelten sie aber doch nicht, sie vertrauten auf Gott und die heilige und gerechte Sache, für welche sie kämpften, und bewährten ihren in frühern Zeiten oft erprobten, altherühmten Muth neuerdings aufs glänzendste. Nach einer harten Belagerung von sechs Wochen gewährte der Himmel die Freude, zu sehen, wie der Schwede unverrichteter Dinge abzog, und ihre heldenmüthig vertheidigten Mauern verlasse.

So blieb die Stadt vom schwedischen Raube und Greuel verschont, während die meisten andern Städte, selbst auch Freiburg, ihre Thore dem Marschall Horn öffneten. Doch davon machte auch das benachbarte Ueberlingen eine rühmliche Ausnahme. Horn hatte dasselbe schon untermi- niert und theilweise eingenommen, aber von Gasse zu Gasse warfen die Bürger immer neue Verschanzungen auf, so daß er auch hier die Belagerung aufgeben und mit Beschämung abziehen mußte.

Die beiden kriegsführenden Parteien waren ermüdet, aber der Erbfeind deutscher Zunge fachte das Feuer neuerdings an. Der Beherrscher des katholischen Frankreichs unterstützte die Sache der Protestanten auf deutschem Boden und schob die Herstellung der Ruhe und des Friedens hinaus. Doch endlich kam dieses zu Stande im

Jahre 1648; so wie es ihm und den Schweden beliebte, wurde der westphälische Friede geschlossen, nachdem Deutschland während den 30 Kriegsjahren zwei Drittheile seiner Bewohner durch das Schwert, Hunger und Pest verloren hatte, sein Boden in eine Wüstenei, eine große Anzahl seiner Dörfer und Städte in Aschenhaufen verwandelt war. Von den Gräueln des Krieges, welche von den Soldaten beider Parteien verübt wurden, will ich schweigen. Diese erreichten eine solche Größe, daß viele der damaligen Zeitgenossen nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebte, würde er Alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen.

Von dieser Zeit an datiert sich vorzüglich die Weltkunst, die der deutsche Dichter Logau mit folgenden Worten bezeichnet:

„Anders sein, und anders scheinen,
Anders reden, anders meinen,
Alles loben, Alles tragen,
Allen heucheln, stets behagen,
Allem Winde Segel geben,
Böf und Guten dienstbar leben,
Alles Thun und alles Dichten
Bloß auf eig'nen Nutzen richten:
Wer sich dessen will befeissen,
Kann politisch heuer heißen.“

(Fortsetzung folgt.)

Einige Sprichwörter aus „Salomon und Morolf.“

Doch man besieht zu spät den Stein, worüber man fiel und brach ein Bein. — Der Wein erzeugt Unzüchtigkeit, wer trunken ist, der stiftet Leid. — Dem Manne wird sein Wunsch gewährt, der wohl erwägt, was er begehrt. — Wer seinen Knecht zu faul erzog, sich selber um den Dienst betrog. — Wenn ein Richter Recht will sprechen, darf kein Titelchen daran gebrechen. — Den Meister in Künsten soll man ehren, so hórchen die Jünger seinen Lehren. — Immer dünkt mich wundersam, wie so Mancher

lebt ohne Scham. — Der verdient, daß man ihn schilt, welcher Gutes mit Bösem vergift. — Wenn ein Mann sein Wort verpfändet, so ruh' er nicht, bis es vollendet.

Bruder Lustig.

Bruder Lustig war seiner Zeit ein tapferer Soldat; als es aber keinen Krieg mehr gab, da bekamen viele Soldaten ihren Abschied und Bruder Lustig auch, und sie gaben ihm nichts auf den Weg als ein kleines Brod und vier Kreuzer Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte sich in Gestalt eines armen Bettlers an den Weg gesetzt und bat den Bruder Lustig um ein Almosen. Da sprach dieser: „Lieber Mann, was soll ich dir geben? Ich bin ein verabschiedeter Soldat und habe nichts als das kleine Brod und vier Kreuzer, und wenn das all ist, muß ich betteln, so gut wie du. Aber ich will dir doch was geben.“ Darauf theilte er das Brod in vier Theile, und gab davon dem Apostel einen und einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich, gieng weiter und setzte sich zum zweiten und drittenmal immer in einer andern Gestalt als Bettler an den Weg und Bruder Lustig sprach jedesmal ein Stük Brod und einen Kreuzer. Der Bruder Lustig hatte nun nichts mehr, als ein Viertelsbrod und einen Kreuzer. Damit gieng er in ein Wirthshaus, aß das Brod und ließ sich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter. Nach einer Weile kam ihm der heilige Petrus gleichfalls in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an: „Guten Tag, Kamerad! kannst du mir nicht ein Stük Brod geben, und einen Kreuzer zu einem Trunk?“ Ja, Kamerad! wärst du eher gekommen! antwortete Bruder Lustig, und erzählte ihm, wie es ihm ergangen war. „Jetzt bin ich leer, sagte er, und wenn du auch nichts mehr hast, so können wir miteinander betteln gehen.“ „Nein, das wird just nicht nö-

thig sein, antwortete der heilige Petrus, ich ver-
siehe mich ein wenig auf die Doktorei, und da-
mit will ich mir schon soviel verdienen, als ich
brauche.“ „Ja, sagte Bruder Lustig, davon
verstehe ich nichts, also muß ich allein betteln
gehen.“ „Nun, komm nur mit, sprach der heil.
Petrus; wenn ich was verdiene, sollst du die
Hälfte davon haben.“ Da bin ich wohl zufrie-
den,“ sagte Bruder Lustig. Also zogen sie wei-
ter miteinander fort.

Aus dem alten deutschen Volksbuche: „Salomon und Morolf.“

Im Lande der Blinden, wie ihr wißt, der Ein-
äugige ein König ist. — Wer mißgünstige
Nachbarn hat, der lobe sich selber, das ist mein
Rath. — Ein gutes Weib und tadelsohne, ist
ihres Mannes Zier und Krone. — Einem bö-
sen Weibe mag nichts gleichen an Bosheit weit
in allen Reichen. — Wer milde lebt und gerne
gibt, der ist bei Gott und Menschen beliebt. —
Lehr' deinen Sohn in seiner Jugend Gott fürch-
ten und üben Tugend. — Auf Erden ist Alles
Eitelkeit, und unsere Weisheit reicht nicht weit.

Ehre, dem Ehre gebührt.

(Mit einer Abbildung.)

Aber wie der West gegen die Fenster und
Thüren heranstürmt, als wollte er das ganze
Dorf mit seinen Bewohnern mit sich in die Luft
hinauf reißen, doch dem will ich vorbeugen, was
mein Haus anbelangt; — so sagte ein junger
Schiffmeister zu Staad, indem er seine Haus-
thüre und Fensterläden verschloß und zuriegelte.
Bis jetzt hatte er dieses zu thun vergessen, ob-
wohl der Hammer im Thurme zu Allmannsdorf
schon drei Viertel auf zehn Uhr geschlagen, und
den Pfarrkindern dadurch deutlich angezeigt
hatte, daß der 21 Jänner 1840 geneigt sei, so

Ehre, dem Ehre gebührt.



wie sie selbst, sich zur Ruhe zu begeben. Darauf aber hatte der Schiffmeister nicht geachtet, denn der alte Nachbar und Witmeister Franz war bei ihm gewesen, und hatte ihm von den alten Tagen erzählt, wie einträglich vormals das Gewerbe der Schiffergilde gewesen sei, zur Zeit da der Herr Commandeur des Deutsch-Ordens auf der lieblichen Mainau wohnte, zu dem bereits mit jedem Tage geistliche und weltliche Herren über den See gefahren kamen, und sich bei ihm zu Gast luden. Bekanntlich war diese Insel seit gar langem in den Händen des Deutsch-Ordens.

Der fromme Ritter Arnold von Langenstein hatte sie im Jahre 1282 vergabt, und sie blieb ihm auch bis zum Preßburger Frieden, der dieselbe im Jahre 1805 dem Großherzogthum Baden zusprach. In lebhafter Erinnerung war ihm noch die Leichenfeier des Commandeurs Freiherrn von Ramfchwag und von Lerchensfeld, welcher er an der Hand seines Vaters in frühen Knabenjahren beigewohnt hatte. Den Commandeur Erbtruchseß, Freiherr Fidel von Waldburg, sowie auch den letzten in diesem Amte, Freiherrn von Reichenstein, hatte er selbst oft über das Wasser geführt. Er hatte von dem Leben, den guten und schlimmen Sitten und Handlungen dieser Herren gehört und gesehen, darum mangelte es ihm nicht an Stoff, wenn er darüber zu erzählen anfing, und jugendliche Freude glänzte auf seinem Gesichte, wenn die Jungen ihm aufmerksam zuhörten und er treuherzig und wortreich wieder geben konnte, was er in den Tagen seiner Jugend mitangesehen und erfahren hatte. Bei dieser Erzählung wurde denn jedesmal auch der alten Bischöfe von Konstanz gedacht und dabei sehr ausführlich angegeben, wie oft ihm oder seinem Vater die Ehre zu Theil geworden sei, den hochseligen Fürsten und Herrn Cardinal Christoph Joseph von Roth im Schiffe nach seinem Residenzschlosse zu Meersburg zu führen. Denn dieser Kirchenfürst war ein gar heiterer und freundlicher Herr, herablassend und so entfernt von jedem Hochmüthe oder Eitelkeit, daß er in seinem Testamente es ausdrücklich ver-

botten hatte, ihm eine Grabrede zu halten, damit ihm nur das Lob zu Theil werde, welches frei und ungeheuchelt aus lauterem Herzen komme. Von dessen Bruder, dem Fürstbischof Maximilian von Roth, hat er wegen gleichen Dienstes manchen blanken Thaler erhalten, denn dieser war gegen Gelehrte und Arme von gleich großer wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit. Darum vergißt der Alte nie, so oft er in die Oberstadt nach Meersburg kömmt, das Andenken des verstorbenen Wohlthäters durch Gebet und Weihwasser zu segnen und dessen Seele dem Himmlischen zu empfehlen. Auch vom Fürstbischof und nachherigen Erzkanzler des deutschen Reiches Karl Theodor von Dalberg wußte er vieles zu rühmen, der im Jahre 1800 auf den bischöflichen Stuhl des heiligen Conradus erhoben wurde, an Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen gar vielen seiner Vorgänger nicht nachstand, an Verstand und Wissenschaft wohl die Mehrzahl derselben übertraf. Die Erzählung über diese nun zur Ruhe gegangenen Herren der früheren Tage wurde von unserm freundlichen Alten jedesmal mit einer Klage über die Gegenwart geschlossen. Darin stimmen ihm die jüngern Schiffer denn gleich bei, besonders seit durch die Dampfschiffe ihr Erwerb so verkümmert und ihre Verdienste so herabgedrückt sind. Mit dieser Klage wurde auch diesesmal die Erzählung geschlossen; der Alte wünschte gute Nacht und gieng langsam seiner Wohnung zu. Auch unser junger Schiffmeister verweilte nicht mehr lange am Tische, sondern begab sich zur Ruhe mit der Bitte zum Herrn, daß er in Gnaden und hülfreich deren gedenken möchte, die noch auf der Reise und von dem greulichen Sturm, wie vom Diebe in der Nacht, überrascht worden wären. Seine Hausfrau gieng jedoch noch nicht zu Bette, sondern war mit der Näherin beschäftigt dem Manne noch schöne neue Hemder fertig zu machen, weil er daran, sowie überhaupt an saubern Kleidern, seine große Freude hat. Jetzt erst wollte auch sie sich ausplaudern, nunmehr über Gegenstände, die ihrem Geschlechte

besonders zusagen, über Hausgeräth, Leinwand, Hochzeiten, Todesfälle u. s. w. Indessen lag der Angetraute schon ganz fest auf dem linken Ohr, doch nicht zur langen Ruhe; denn als bald wurde ein Kanonenschuß gehört und augenblicklich sprang er vom Bette auf mit den Worten: Dieser Schuß kommt vom Dampfschiff, das Gefahr leide und unserer Hülfe bedürftig sein wird! Hörst du nicht, erwiderte ihm seine Ehehälfte, wie schreckbar der Sturm draußen wüthet, dabei ist es stockfinster und du willst dich hinauswagen, mich und dein Haus schutzlos zurücklassen, ohne daß die Noth oder der Dienst dazu dich zwingt; bleib' zu Hause, ich bitte dich. — Aber wie gern sonst dieser Mann auf seine treue Ehehälfte hört, hatte er diesmal dennoch kein Ohr für ihre Worte, sondern, während sie diese aussprach, schoß das Schiff zum zweitenmal. Der Mann stürmte zum Hause hinaus und weckte seinen Mitmeister. Wirklich säumte keiner von den Geweckten; in Kurzem waren sieben am Bord; es waren Johann Scherrer, Martin Gallay, Hermann Mesmer, Jakob Jung, Joseph Anton Meyer, Konrad Meyer und Johann Wieler. Bald folgten diesen noch eilf andre: Georg Scherrer, Georg Jakob, Johann Guldenfuß, Anton Renker, Fidel Mundhaas, Paul Koch, Joseph Scherrer, Lorenz Jakob, Kaver Riene, Johann Renker, Johann Renker jung. Immer schrecklicher und wilder tobte der See, Wogen auf Wogen wurden weit über das Gestade hinaufgeworfen, Alles verkündete die Todesgefahr. Schon waren vom Dampfboote Leopold die Schlepsschiffe in den Abgrund versenkt und drei Menschen von den Wellen verschlungen, und immer schien das Wasser nach neuen Opfern zu lechzen. Dennoch sprachen die wackern Schiffmeister: wir wollen es wagen, vielleicht bringen wir bei angestrengtem Rudern durch die Wellen, gelangen zum Dampfschiffe, und vermögen Leut und Gut zu retten. Wie riefen einzelne Stimmen aus der großen Menschenzahl, die sich indessen auch am Gestade eingefunden hatte, ihr wollt euer Leben auf's Spiel

setzen, während das Dampfschiff den Ertrag eurer Schiffergerechtigkeit mit jedem Tage vermindert und die Bürger unserer Gemeinde mit jedem Tage ärmer macht? — Nicht das haben wir zu bedenken, war ihre Antwort, sondern wie wir die Menschen, die Mitchristen, die auf dem Schiffe in Gefahr sind, zu retten vermögen. Weheklagend riefen ihnen ihre Hausfrauen: ihr wollt uns zu Wittwen, und eure Kinder zu Waisen machen, und euch selbst in den Abgrund des See's begraben? — Hört ihr nicht den Angesturuf der Bedrängten, sagten sie, wir sollen den Heiland verläugnen, der für die Menschen am Kreuze sein Leben hingeopfert hat! er wird uns bei dieser Fahrt nicht verlassen; betet in dessen recht andächtig zu ihm für eure Männer und Väter. Bei diesen Worten sprangen sie in zwei flache offene Schiffe, der Art, wie die Schlepsschiffe waren, welche der Sturm kaum zuvor verschlungen hatte. Je mehr die Wellen des See's mit Gewalt ihnen den Weg versperrten und ihre Schiffe verschlingen wollten, um so angestrengter zeigte sich die Kraft ihres Armes und Gott segnete ihre Bemühung; glücklich bestanden sie das lebensgefährliche Wagniß, gelangten zum Dampfschiffe und wurden von dessen Bewohnern unter Freudenthränen als Retter und Befreier begrüßt. Sie nahmen die von Frost und Nässe bereits Erstarrten in ihre Schiffe, befestigten die Seile des Leopold an Pfähle, warfen an den geeigneten Stellen Anker, und brachten alsdann nach vollstündentlanger gefährlicher Arbeit und Wagniß, die Geretteten glücklich und unversehrt an das Land, und es bewährte sich abermals bei diesen braven mannhaften Schiffern von Staad die Kraft und Größe wahrer, christlicher Gesinnung und Handlungsweise. Darum möge der Himmel sie mit Weib und Kind für diese edle Handlung segnen.

Der Mensch deutet, Gott lenkt.

Glaube nicht, lieber Leser, daß dir der himmlische Vater fern sei, immer wandelt er unsicht-

bar unter den Menschen umher, und lenkt ihre Schicksale, demüthigt die Stolzen, welche seine Allmacht verkennen und des armen Mitbruders spotten, erhebt durch die Hand des Schicksals Niedrige und Arme aus dem Staube zu Würde und Ansehen empor, und schafft sie zu seinen Dienern um, die reichlichen Segen unter dem menschlichen Geschlechte stiften. Hat der Erlöser nicht auch seine Apostel aus den Armen niedrig geachteter Galiläer ausgewählt, die alsdann den Saamen seines Evangeliums über die Länder der Erde verbreiteten; die Kirche hat in den frühern Jahrhunderten ohne Rücksicht auf Rang und Geburt, die Wackersten zu ihren höchsten Aemtern emporgehoben, und darum viele ausgezeichnete heilige Männer unter ihre Diener gezählt. Diamant und Edelsteine verbreiten zwar Glanz und Schimmer nach allen Seiten, aber das Feuer, welches erwärmt und erleuchtet, das wird dem gemeinen Kieselsteine entloft.

Der große, weltweise Kant hatte einen armen Sattler zum Vater; den berühmten italienischen Gelehrten Magliabachi hatten seine Eltern zu einem armen Gewürzkrämer bestimmt, aber der lernbegierige Knabe sammelte sorgfältig zum großen Aerger seines Brodherrn jedes zerrissene Blatt, und jedes zu Lüten bestimmte Papier, las und studierte dasselbe, und der Herr sandte ihm einen Gelehrten zu, der solches wahrnahm, und ihn studieren ließ. In der Folge wurde Magliabachi wegen seiner großen Gelehrsamkeit vom Herzog zu Florenz zum Vorsteher seiner großen Bibliothek gemacht, und verschaffte sich durch seine Werke einen großen Namen. Der große Pabst Gregor VII. war der Sohn eines armen Zimmermanns. Pabst Sixtus V. trieb in seiner Jugend das Geschäft seines Vaters und war Rinderhirt. Der fromme Hadrian VI. war der Sohn eines Leinwebers zu Utrecht. Pius V. stammte von einem gemeinen Handarbeiter. Auf dem Throne des Königreichs Polen saß viele Jahrhunderte lang das Haus der Piasten, welches einen Bauern zum Stammvater hatte. So

lieber Leser, wirst du aus diesen Beispielen dich überzeugen, daß der Mensch denkt, und Gott lenkt.

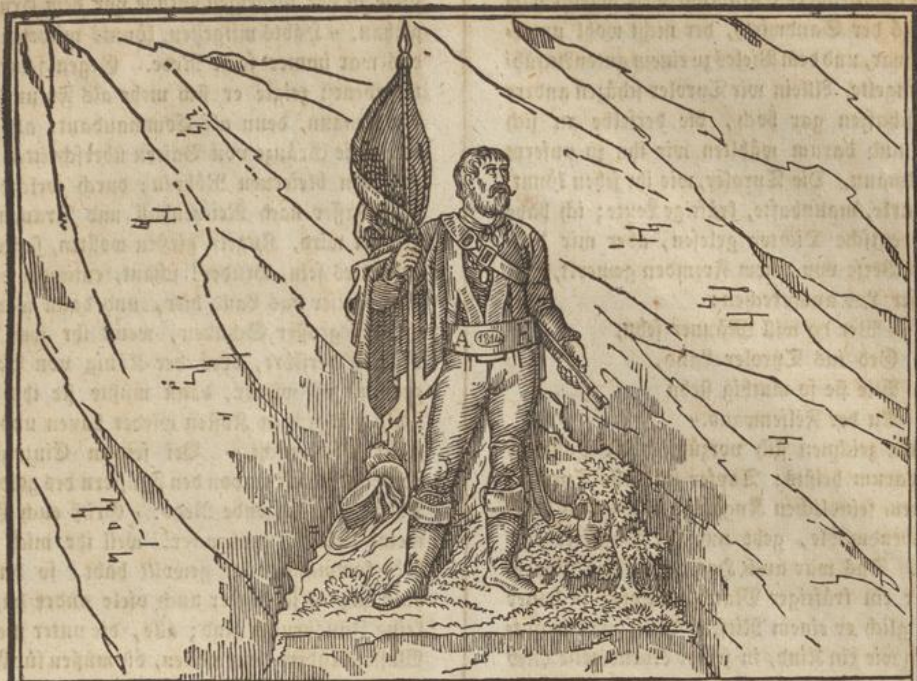
Hofer, der Sandwirth zu Passeier in Tyrol.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wir leben, lieber Leser! in einer gar wunderlichen Zeit, so dachte ich, als mich der Weg auf meiner Reise nach Innsbruck im Tyrol führte und ich daselbst in die Franciskanerkirche trat, denn bis jetzt habe ich wohl gehört und gelesen, daß Kaisern, Königen und großen Feldherren Denkmäler gesetzt werden, auch daß Männern, welche durch Kunst und Wissenschaft oder durch außerordentliche wohlthätige Erfindungen sich um die Nachwelt verdient gemacht haben, diese Ehre zu Theil wird. Aber hier in dieser Franciskanerkirche, nicht weit vom Haupteingang, stellte sich meinem Auge entgegen, eine schöne, aus weißem Marmor und von einem sehr berühmten Künstler — im Jahr 1834 verfertigte — Bildsäule eines Bauern, der, wie du auf der Abbildung siehst, frei auf dem Postamente steht, den Blick zum Himmel gerichtet, eine Fahne in der rechten Hand, über die linke Schulter seinen Stutzen geworfen, ganz in seiner in diesem Lande üblichen Bauertracht; der Hut, der zu seinen Füßen liegt, ist mit einer Auerhahnsfeder geschmückt, zur Seite zeigt sich, im Eichenlaube halb verborgen, der Tyroler Adler. Die Buchstaben A. H., die in der Gurt schnalle eingegraben sind, machten mich auf den Namen dieses besonders glücklichen Bauern aufmerksam. Ah! dachte ich mir, das ist gewiß Andreas Hofer einzelne Tyroler Landleute die neben mir standen sagten mir, daß meine Vermuthung gegründet sei; die Bildsäule stelle wirklich und tren ihren lieben Landsmann dar, den Sandwirth Hofer. Wie ich hörte, daß die Leute die neben mir standen über diesen Verschiedenes erzählten, einzelne Väter ihren kleinen Söhnen die Thaten Hofers rühmend ans Herz legten, so schloß ich

mich alsdann an sie an und nahm auch am Gespräche Antheil, besonders da ich merkte, daß einer der Anwesenden, nach seiner Rede zu schließen, den Sandwirth genau gekannt hatte. Er hatte, wie ich nachher erfahren habe, unter ihm gekämpft. Meine erste Frage war an ihn, wegen welchen Ursachen ihm wohl dieses Denkmal gesetzt worden sei? Das will ich euch wohl sagen, entgegnete mir mein Nachbar. Dieses Denkmal hat ihm der verstorbene Kaiser Franz gesetzt; die Ursache davon, die könnt ihr leicht vermuthen, nachdem ihr wissen werdet, was im Jahre 1809 in unserm Lande geschehen ist. — Ja, Freund, entgegnete ich ihm, das ist mir im Ganzen nicht unbekannt, ihr habt für den Kaiser Franz in diesem Jahre zu euren Stützen gegriffen, gegen die Franzosen und Baiern Krieg geführt. Ja, Herr, so ist's. Im Jahre 1805, nachdem die Schlacht von Austerlitz für den Kaiser Franz böß ausgefallen war, mußten wir baierisch werden, aber im Herzen konnten wir uns nicht vom alten Herrn trennen und blieben österreichisch; denn die Erzherzoge und Kaiser von Oesterreich haben seit Jahrhunderten Freude und Leid mit den Tyrolern getheilt, in unserm Glauben uns geschützt und den alten Freibrief gehalten, der verlangt: „nichts zu verßeren und nicht zu pßeren wolle dann nach Ir Rath der Stände.“ Dabei war uns das, was die Franzosen thaten, von Herzen zuwider. Begreiflicher Weise blieben wir darum nicht zurück als der Kaiser im Jahre 1809 seine alten Unterthanen aufforderte gegen diese Fremden, welche gegen uns Deutsche sich allen Frevel erlaubten, zum Stützen zu greifen. Auf welche Weise habt ihr denn in kurzer Zeit so viele Leute zusammengebracht? fragte ich den Tyroler. Was man gern will, da ist man schnell dabei; der Sandwirth hat den Anfang gemacht und da fragten wir ihn: „Nu Anderle (Andreas), wie isch's, muß mer denn da mit?“ „Na,“ sagte der Hofer, „e Muß ischts just nit, nur wer lei (gerade) will.“ „Dann isch es schon recht,“ entgegneten wir und folgten ihm in den

Kampf. Nun wie dieser ausgegangen ist, das werdet ihr wohl wissen, lieber Herr. Der Erzherzog Karl unterlag mit der österreichischen Armee nach den Schlachten bei Wagram und Aspern der Uebermacht; der Kaiser mußte deswegen den Frieden schließen, und wir wurden dadurch hülflos. Die Franzosen und Baiern sind nun von allen Seiten mit überlegener Truppenzahl in unsere Thäler eingedrungen, haben unsere Berge und Festen erstürmt, den Sandwirth durch Verrath in ihre Gewalt bekommen, und denselben auf den Wällen von Mantua nachher erschossen. Das brauche ich euch nicht zu erzählen, aber das was uns Tyrolern immer noch s'Blut in Bewegung setzt sobald wir einen Franzosen sehen, das ist: diese wollen sonst für hößliche, galante Herren gelten, haben es aber dem armen Sandwirth bei der Gefangennehmung hart gemacht, haben ihn gebunden, seinen Bart zerrauft, daß das herabrieselnde Blut in der Kälte gerann, seine Frau und seinen Sohn gleichfalls gebunden, sie mit nackend blutend geschundenen Füßen über scharfe Steine, Schnee und Eis abgeführt, und unter Fluchen und Schimpfen mit Militärmusik nach Bogen gebracht. Das hat unser General nicht verdient; denn wenn wir Tyroler unserm Zorn und erhitzten Blut folgen wollten, so war immer seine Antwort: laßt es sein, Brüder! und ließ keinem Gefangenen, sobald er es verpindern konnte, ein Haar krümmen. Erst wie er nach Bogen gebracht wurde traf er daselbst sechs Officiere, deren Leben er vor der Rache der Bauern geschützt hatte; diese boten, da er halb erfroren war, ihm aus Dankbarkeit ihre Mäntel dar. Er wird wahrscheinlich ein ausgezeichnete Hauptmann, der mit dem Kriege und seinen Künften wohl bekannt war und außerordentlich große Geistesgaben besaß, gewesen sein, darum fiel eure Wahl auf ihn, zum Feldhauptmann? fragte ich. — Nein, Herr, da habt ihr Unrecht, das war er nicht, da hätten wir ganz andere Leute wählen können, die mit einem kühnern Geiste begabt waren, kriegskundiger gewesen



1) Sandwirth Hofers Denkmal zu Innsbruck. 2) Sandwirth Hofers Haus zu Passaier.

en ist, das
Der Gp
verdrückt
agram un
müßte da
wie warte
und Vain
gener Les
unnen, lo
ürmt, in
Gewalt in
Bällem un
brauche ii
is uns Is
wegung hi
is ist: die
rea gelte
sch bei de
den ihn go
das herab
seine Frau
en, sie mit
ber scharf
und unter
wist nach
al nicht
nem Born
war immer
el und löf
verändert
wie er mit
bis jedes D
e der Exer
halb erfors
Mantel zu
gezeichnet
und sein
Gerorden
sein, dar
chauptman
e ihr Unre
e ganz and
inem fäh
diger gewo

wären und größere Entschlossenheit gezeigt hätten, als der Sandwirth, der nicht wohl unterrichtet war, und dem Vieles zu einem guten Anführer mangelte. Allein wir Tyroler schätzen andere Eigenschaften gar hoch, die derselbe an sich hatte, und darum wählten wir ihn zu unserm Hauptmann. Die Tyroler, wie ihr sehen könnt, sind starke, mannhafte, kräftige Leute; ich habe keine deutsche Dichter gelesen, aber mir doch einmal Verse von einem Fremden gemerkt, weil sie unser Lob aussprechen:

„Wer da will Männer sehn,
Geh ins Tyroler Land,
Wie sie so muthig stehn
An der Felsenwand.“

Darin zeichnen sich vorzüglich die Passeirer aus, darum heißt: Tapfer sind alle Tyroler, aber dem feindlichen Kugelregen, wie dem heiligen Abendmahle, geht nur der Passeirer entgegen. Das war auch Hofer im hohen Grade, er war ein kräftiger Mann, muthig; in seiner Kraft glich er einem Riesen, dabei war er gutmüthig wie ein Kind, in seiner Lebensweise blieb er so einfach als Oberbefehlshaber, wie er es war als Wirth zu Passeier; darum vertauschte er nie den groben Rock eines Bauern mit der gestickten Uniform eines Generals. Als ihm im Glanz seiner Siege zu Innsbruck die Ehrenkette seines Kaisers umgehungen wurde und die Schützen von Tyrol und das Volk ihn als Obercommandanten begrüßten, da war er es, der sich von dem trügerischen Scheine des Glückes nicht blenden ließ, der seine Einfalt und Treuherzigkeit bewahrte. In der Residenz seines Kaisers lebte er so genügsam, für ohngefähr 30 Kr. täglich, wie daheim in seinem Bauernhose; zu den Fenstern der kaiserlichen Burg hinaus sang er sein Schnaderhüpfel fort, wie er es einsam am Sand bei der brausenden Passer gesungen, und mit seinen Schildwachen, vor denen die Generale des größten Feldherrn seiner Zeit geschoßen, oder das Gewehr gestreckt hatten, betete er täglich seinen Rosenkranz mit der gleichen Andacht wie er es daheim mit seinem Ge-

sinde in der niedrigen Stube vor dem Crucifix gethan. „Habt's mitgegeben, könnt's mitbeten a,“ das war immer seine Rede. Gegen seine Untergebenen zeigte er sich mehr als Freund und Landsmann, denn als Commandant; als seine Leute die Gränze von Baiern überschritten und aus den bleiernen Röhren, durch welche das Salzwasser nach Reichenhall und Trauensein geführt wird, Kugeln giesen wollten, sagte er: „Laßt es sein, Brüder! schaut, entweder bleibt dem Kaiser das Land hier, und dann wäre es ihm ein großer Schaden, wenn ihr ihm diese Röhren zerstört, oder der König von Baiern gewinnt es wieder, dann müßte sie ihm sein Volk mit großen Kosten wieder bauen und das freut mich nicht.“ Bei seinem Einzuge in Innsbruck hielt er von den Fenstern des goldenen Adlers aus folgende Rede: „Grüß euch Gott, meine lieben Innsbrucker! weil ihr mich zum Obercommandanten gewollt habt, so bin ich halt da; es sind aber auch viele andre da, die keine Innsbrucker sind; alle, die unter meinen Wassbrüdern sein wollen, die müssen für Gott, Kaiser und Vaterland als tapfere, redliche und brave Tyroler streiten, die aber das nicht thun wollen, die sollen heimziehen, ich rath's euch, und die mit mir ziehen, die sollen mich nicht verlassen, ich werde euch auch nicht verlassen, so wahr ich Andreas Hofer heiße; g'sagt hab ich euch's, gesehen habt ihr mich, behüt euch Gott.“ Dabei war Hofer heiter und lebensfroh, er war, wie wir Tyroler sagen „e leb frischer Bue,“ auch sehr fromm, was wir Tyroler hoch anschlagen. Schaut's nur, das könnt ihr aus den vielen Kirchen, Kapellen und Bildstöcken abnehmen, deren ihr so viele allenthalben im Land schön herausgeputzt seht. — Hofer war fromm; als er gefangen wurde, sagte er zu den seinen: „Betet, seid standhaft, leidet mit Geduld, dann könnt ihr euch etwas von euern Sünden abbüßen.“ Darum starb er denn auch ruhig mit den Worten: „Ade, meine schöne Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir die Augen nicht naß werden.“ „Wer-

traut auf Gott, seid standhaft, er verläßt uns nicht,“ war immer der Hauptinhalt der Tagesbefehle.

Wenige Stunden bevor ihn die Kugeln der Franzosen darniederstreckten, gab unser Landmann noch einen schönen Beweis seiner todesmuthigen Frömmigkeit in dem Brief, welchen er nach Hause geschrieben hat: „der göttliche Wille ist es gewesen,“ so schreibt er, „daß ich habe müssen in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen verwechseln; aber Gott sei Dank um seine göttliche Gnade, mir ist es so leicht vorgekommen, als wenn ich zu etwas anderem ausgeführt werd.“ „die gottesdienst solle die liebste mein: oder Wirthin zu Sant Martin halten lassen, beim Rosen farben Pluet, Bitten in pede Psaren, den Freinten beim Unter Wirth ist Suppe Und Fleisch zu göben lassen nebst Einder halben Wein.“

Andreas Hofer war von Natur aus zu keinem Oberkommandanten geschaffen, aber weil er all die guten Eigenschaften eines Tyrolers besaß, so folgten wir ihm gern, und so oft man auch versuchte das Volk zur Ruhe zu bringen, so scheiterte dieser Versuch am Vertrauen zu Hofer. Wir sind nur schlechte Leute, war jedesmal unsere Antwort, Frieden wünschen wir Alle, aber unsere Posten können wir nicht verlassen, denn der Oberkommandant hat es befohlen.

Schaut nur, sagte der Tyroler zu mir, in diesem Bild ist er dargestellt wie er lebte und lebte zu Hause wie im Hauptquartier, und gestorben ist, einfach und ländlich in seiner Kleidung, fromm, daher den Blick zum Himmel gerichtet, die Fahne in der Hand, mit der er uns zum Siege gegen die Baiern und Franzosen führte. Wie die Franzosen ihn Tod schoßen, ließ er sich nicht einmal die Augen verbinden, sondern schaute dem Knochenmann ruhig ins Gesicht. — Während der Nachbar seine Rede fortsetzen wollte, so ertönten die Glocken zum feierlichen Gottesdienst und wir mußten uns trennen. Ich dankte ihm für die freundliche

Auskunft und seine Erzählung, begab mich alsdann in einen Stuhl, und betete auch für den frommen Patrioten Hofer.

Wie Eulenspiegel die Kranken im Spital ohne Arznei alle auf einmal gesund macht.

(Erste Abbildung.)

Auf eine Zeit kam Eulenspiegel gen Nürnberg, schlug große Zettel an die Kirchthüren, und gab sich für einen guten Arzt aller Krankheiten aus. Nun war eine große Zahl Kranker im neuen Spital, deren der Spitalmeister eines Theils gerne ledig gewesen wäre, und ihnen Gesundheit wohl gegönnt hätte. Er gieng daher zu Eulenspiegel dem Arzt, fragte nach den Zetteln, die er angeschlagen hätte, und ob er den Kranken also auch helfen könnte? Eulenspiegel sprach Ja, wenn er ihm zweihundert Gulden gäbe. Das Geld sagte er ihm zu, sofern er den Kranken helfe. Da verwilligte Eulenspiegel, so er die Kranken nicht auf die Beine brächte, so sollte ihm nicht ein Pfennig werden. Das gefiel dem Spitalmeister wohl, und gab ihm zwanzig Gulden darauf. Also gieng Eulenspiegel ins Spital, nahm zwei Knechte mit sich, und fragte die Kranken jeden insbesondere, was ihm gebreche, und zuletzt, wenn er von einem Kranken gieng, beschwor er ihn, und sprach: Was ich dir offenbare, das sollst du Niemand entdecken. Das sagten ihm die Kranken zu. Darauf sprach er: Soll ich euch Kranken zur Gesundheit helfen, das kann nicht anders geschehen, als daß ich einen zu Pulver verbrenne, und gebe es dem Andern zu trinken. Darum, welcher der Kränkste unter euch allen ist, und am wenigsten gehen mag, den will ich zu Pulver brennen, auf daß den andern geholfen werde. Ich werde also mit dem Spitalmeister vor der Thüre des Spitals stehen, und mit lauter Stimme rufen: Wer nicht krank ist, der komme heraus, das verschlase du nicht, denn der Letzte muß die Zechen bezahlen. Das nahm ein Jeglicher wohl in Acht, und da

Eulenspiegel mit dem Spitalmeister kam, eilten sie auf Krücken und lahmen Beinen herbei, denn Keiner wollte der Letzte sein, und als Eulenspiegel nach seiner Voraussage rief, huben sie sich Alle von dannen, daß das Spital ganz leer ward. Da begehrte er seinen Lohn, der ihm zu großem Dank gegeben ward, und ritt hinweg. Aber nach drei Tagen kamen die Kranken alle wieder und beklagten sich ihrer Krankheit. Da sprach der Spitalmeister, wie das zugebe? er habe ihnen ja den großen Meister gebracht, der ihnen geholfen hätte, daß sie alle selber davon gegangen wären. Da sagten sie dem Spitalmeister, wie er ihnen gedroht hätte, den Letzten wolle er zu Pulver verbrennen. Da bemerkte der Spitalmeister, daß er betrogen sei, aber der Arzt war hinweg, die Kranken blieben im Spital und das Geld war verloren.

Wie Eulenspiegel in der Fremde war. (Zweite Abbildung.)

Eulenspiegel wurde noch immer von seiner Mutter gescholten, daß er kein Handwerk lernte, damit er sich ehrlich ernähren möchte. Nun geschah es, daß andere Burschen aus dem Flecken, worin er und seine Mutter wohnte, auf die Wanderschaft giengen, weil ihre Lehrzeit aus war. Da ermahnte ihn seine Mutter aber und aber, daß er auch in die Fremde gienge, damit er die Welt erführe, und etwas Nützliches lernte. Dazu war Eulenspiegel bereit, schnürte kürzlich seinen Bündel und trat, mit einem guten Mundvorrath in der Tasche, seine Reise an. Als der aber verzehrt war, und ihn zu hungern anfieng, kamen ihm seiner Mutter Fleischtopfe in den Sinn, besann sich auch nicht lange, sondern kehrte bei einbrechender Nacht wieder heim. Da schlich er sich heimlich durch den Hof, und verkroch sich in den Hühnerstall, daselbst hielt er sich ruhig, bis an den Morgen. Wie er aufwachte, sah er einen Fuchs aus dem Hühnerstalle schleichen, der einen jungen Hahn im Maule trug. Da erzürnte sich Eulenspiegel

heftig, streckte die Faust drohend aus dem Hühnerstall und rief: Warte, du Erzdieb! ich sollte jetzt nicht in der Fremde sein, wie wollt' ich dich! Das vernahm Eulenspiegels Mutter und verwunderte sich sehr seiner ersten Herberge.

Wie Eulenspiegel einen Esel lesen l-hrte. (Dritte Abbildung.)

Als Eulenspiegel einst eine Schalkheit zu Prag ausgerichtet, hatte er groß Verlangen gen Erfurt, denn er besorgte, sie möchten ihm nach eilen. Als er aber nach Erfurt kam, wo eine große hochberühmte Universität ist, schlug der listige Eulenspiegel auch dort seine Zettel an, und die Collegen von der Universität hatten schon viel von seiner Schalkheit gehört, berathschlagten sich also, was sie ihm vorlegen möchten, damit es ihnen nicht gienge, wie es denen von Prag ergangen war, die mit Schanden bestunden. Da wurden sie zu Rath, daß sie Eulenspiegel einen Esel in die Lehre geben wollten, denn es sind viel Esel zu Erfurt, alte und junge. Sie giengen zu Eulenspiegel und sprachen: Meister, ihr habt künstliche Briefe angeschlagen, wie ihr eine jegliche Creatur in kurzen Tagen wollet lehren lesen und schreiben. Nun sind die Herren von der Universität hier, die wollen euch einen Esel in die Lehre geben, getrauet ihr euch den auch zu lehren? Er sprach: Ja, aber er müste Zeit dazu haben, weil es ein so unvernünftig Thier wär. Des waren sie zufrieden, und wurden mit ihm eins auf zwanzig Jahr. Eulenspiegel gedachte: Unser sind drei, stirbt der Rector, so bin ich frei; sterb' ich, wer will mich machen? stirbt mein Discipel, so bin ich wieder ledig: nahm das also an, und das Lehrgeld war fünfhundert alter Schock, darauf gaben sie ihm einen Theil voraus. Also nahm Eulenspiegel den Esel an, und zog zu dem Turnier in die Herberge, wo damals ein lustiger Wirth war. Daselbst bestellte er einen Stall allein für seinen Schüler, und nahm einen alten Pfalter, den legte er ihm in die Krippe und

dem Sch
epieb! is
wie woll
sch Wasser
en Verbr
fen 1 bet
zeit zu
en gen
ihm nah
a, wo ein
schlag de
Zettel an
hät hatt
ert, berad
egen mö
es dem
Schanden
das se
eben woll
ert, alte
egel und
e Briefe
natur in
schreiben
stär hier,
drei gehen
ren? G
sagen hoh
wir. Es
mit ihm
achte. Un
frei; s
in Disce
so an, m
Schof, d
Wo nicht
og zu de
ik ein l
einen S
n einen
Stripes



zwischen jegliches Blatt legte er Hafer. Des ward der Esel gewahr, und warf die Blätter mit dem Maul umher, um des Hafers willen, und wenn er keinen Hafer mehr zwischen den Blättern fand, rief er: *JA, JA*. Da Eulenspiegel das vermerkte von dem Esel, seinem Schüler, da gieng er zu dem Rektor und sprach: Herr Rektor, wenn wollt ihr einmal besehen, was mein Schüler macht? Der Rektor frug, Lieber Meister, nimmt er eure Lehre auch an? Eulenspiegel sprach: Er ist von sehr grober Art, und übel zu belehren; doch hab' ich ihn mit Fleiß und großer Arbeit dazu gebracht, daß er etliche Buchstaben und sonderlich etliche Vocale kennt und nennen kann. Ist's euch gelegen, so geht mit mir, ihr sollt es hören und sehen. Nun hatte der gute Schüler gefasst bis um 3 Uhr Nachmittags, als nun Eulenspiegel mit dem Rektor und etlichen Magistris kam, legte er seinem Schüler ein neu Buch vor, sobald er das in der Krippe fand, warf er die Blätter hin und her, den Hafer zu suchen, und als er nichts fand, begann er mit lauter Stimme zu rufen: *JA, JA*. Da sprach Eulenspiegel: Liebe Herren, höret die beiden Vocale *J* und *A*, die kann er jetzt, ich hoffe, es soll noch gut werden. Bald hernach starb der Rektor, da überließ Eulenspiegel seinen Schüler seiner Natur, zog mit dem Geld, das er darauf empfangen hatte, hinweg und gedachte: Was würde das für Fleiß brauchen, wenn du alle Esel zu Erfurt klug machen solltest, das wär unmöglich! — und ließ es also bleiben.

Wie Eulenspiegel die Schneider im ganzen sächsischen Land zusammenrief.

(Vierte Abbildung.)

Auf eine Zeit sprach Eulenspiegel eine Versammlung der Schneider aus, in den wendischen Städten und in dem Lande zu Sachsen, als nämlich in Holstein, Pommern, Stettin und Mecklenburg, auch zu Lübeck, Hamburg und

Blömar. In dem Briefe versicherte er sie seiner großen Treue, die er zum Handwerk trüge, und sie sollten zu ihm kommen in die Stadt Rostock, er wollte sie eine Kunst lehren, die sollt ihnen und ihren Kindern zu ewigem Gedächtniß, so lang die Welt stünde, nützlich sein. Die Schneider in den Städten und Dörfern schrieben einander Nachricht, zu welcher Zeit ihre Meinung wär, dahin zu kommen. Nun waren sie alle versammelt und ein Jeder verlangte zu wissen, was doch Eulenspiegel sagen und sie für eine Kunst lehren möchte, nachdem er sie so scharf ermahnt, und so weit her verschrieben hätte.

In Rostock, wo sie ihrem Bescheid gemäß zusammenkamen, verwunderten sich alle Leute, was doch so viel Schneider da thun wollten. Als nun Eulenspiegel hörte, daß ihm die Schneider gefolgt wären, ließ er sie zusammenkommen. Da redeten ihn die Schneider an, sie wären gekommen, seinem Schreiben zu folgen, worin er vermeldet hätte, er wollte sie eine Kunst lehren, die ihnen und ihren Kindern zu gut sollte kommen, und bat ihn, sie abzufertigen und die Kunst zu offenbaren, dafür wollten sie ihm auch eine gute Verehrung thun. Eulenspiegel sprach: Ja, kommt alle mit mir auf eine Wiese, daß es ein Jeder von mir hören kann. Da kamen sie alle zusammen auf einen weiten Platz, Eulenspiegel stieg auf ein Haus, sah zum Fenster hinaus und sprach: Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider! ihr sollt merken und verstehen: wenn ihr eine Scheere habt und eine Elle, einen Faden und einen Fingerhut, dazu eine Nadel, so habt ihr Werkzeugs genug zu eurem Handwerk. Und das ist keine Kunst zu wissen, sondern es giebt sich von selbst, so ihr anders euer Handwerk treibt. Aber diese Kunst lernt von mir und gedenket mein dabei: wenn ihr die Nadel gefädenet habt, so vergeßt nicht, daß ihr an das andere Ende des Fadens einen Knopf macht, sonst stecht ihr manchen Stich umsonst, so aber hat der Faden nicht

Raum, aus dem Nabelöhr zu schlüpfen. Die Schneider sahen einander an und sprachen: Die Kunst wissen wir alle schon und alles, was er uns gesagt hat. Da fragten sie ihn, ob er nichts mehr zu sagen hätte, denn solcher Albernheit wollten sie nicht zehn oder zwölf Meilen nachgezogen sein, und Voten zueinander geschickt haben: „Diese Kunst haben wir Schneider schon lange gewußt.“ Darauf antwortete ihnen Eulenspiegel und sprach: Die Kunst war zwar schon tausend Jahr alt, aber Niemand gedächte in dieser neuen Zeit der alten Weisheit. Ferner sprach er, wenn es ihnen nicht zu Dank wäre und sie es mit Unwillen aufnahmen, so soll ein Jeder wieder hingehen, wo er hergekommen war. Da giengen die Schneider auseinander und waren ganz zornig auf Eulenspiegel, sonderlich die von Weitem hergekommen waren. Die aber da angeessen waren, spotteten der andern und sprachen: Habt ihr nicht gewußt, was Eulenspiegel für ein Vogel ist?

Der Korbbinder.

In einem Dorfe lebte ein Korbmacher, dem die Arbeit sonst recht flink von der Hand gieng; einmal, da er einen großen Korb ansteng, wollte ihm die Arbeit nicht gelingen, denn er mußte den Korb ein paar mal wieder aufflechten. Endlich brachte er ihn doch zu Stande, und behaglich erhob er sich von der Arbeit mit dem Ausrufe: „Gottlob, der Korb ist fertig!“ — „Ich wollte, du wärest noch zehnmal länger darüber geessen,“ sprach seine knurrige Ehehälfte, „war es nicht Eigensinn von dir, daß du den Korb wegen ein paar kleiner Fehler wieder ganz aufriffest, und deine Zeit damit versäumtest?“ — „Laß es gut sein, Alte,“ erwiderte der Korbmacher, sei froh, daß der Korb nun fertig ist, und sprich mit mir: „Gottlob, der Korb ist fertig.“ — „Ich wollte, du hättest dich krumm darüber geessen, wenn nur nicht auch ich darunter leiden müßte.“

„Nun ist aber alles vorbei, darum sprich getrost: „Gottlob, der Korb ist fertig!“

„Nimmermehr!“

„Weib, du willst nicht sprechen: „Gottlob, der Korb ist fertig? Wenn ich es aber befehle?“

„Was, du mir befehlen? Dann thue ich es gerade gar nicht.“

„Kundel, ich rathe dir Gutes! Sage den Augenblick: „Gottlob, der Korb ist fertig, oder hol' mich — — — straf' mich — — —“

„Warum nicht gar? Komm' mir nur auf den Leib,“ rief Kundel erzürnt, „ich frage dir die Augen aus.“

Der Mann, nicht faul, ergriff einen dicken Weidenzweig und klopfte sein böses Weib, daß sie Zetermordio schrie.

„Ei, laß er's doch gut sein,“ sagte Nachbar Hans, den das Geschrei des Weibes herbeilokte, und der jetzt zwischen die streitende Partei sprang und sie trennte; „wie möchte ich doch mein Weib so schlagen, was hat sie denn verbrochen?“

„Was sie verbrochen hat? Da arbeite ich schon drei Tage an einem Korbe, und jetzt da ich ihn mit vieler Mühe fertig bringe, will das böse Weib durchaus nicht mit mir sprechen: Gottlob der Korb ist fertig!“

„Lieber wollte ich mich todt schlagen lassen,“ schrie die Korbbinderin; „du Grobian, du Tyrann!“ — hier folgte eine ganze Litanei von Schimpfworten.

„Ist's möglich,“ rief der Nachbar, „daß einer solchen Kleinigkeit wegen zwei Eheleute sich einander auf solche Art behandeln?“ — Sein Zureden fruchtete wenig, er gieng also nach Hause, wo er das Abenteuer seinem Weibe erzählte. „So ganz Unrecht hatte die Nachbarin doch nicht,“ sprach dieses hierauf, denn war es nicht Eigensinn von ihrem Manne, daß sie sagen sollte: Gottlob, der Korb ist fertig! Es ihr erst noch gar befehlen! Welche Frau wird sich denn von ihrem Manne befehlen lassen! Nein, nein! die Kundel hat schon recht gethan, daß sie sich das nicht gefallen ließ.“ — „Ich aber sage,“ rief Hans unwillig, „es ist ihr nicht Un-

recht geschehen, daß sie Schläge bekam, denn ein Weib soll einmal keinen Eigensinn gegen ihren Mann haben, und den Respekt nicht vergessen, den sie ihm schuldig ist.“ „Den Respekt? ha ha ha! Ich habe meiner Tage keinen Respekt vor meinem Manne gehabt.“ — „Was, wenn ich also haben wollte, du sollst sprechen: Gottlob, der Korb ist fertig, so würdest du es auch nicht sagen!“

„Nein, gewiß nicht!“

„Jetzt sprich den Augenblick: Gottlob, der Korb ist fertig!“

Die Frau antwortete mit einem Gelächter.

„Nein, nein, für immer nein,“ rief die Frau.

„Nun so will ich dir deinen Eigensinn austreiben!“ Hier ergriff Hans einen Stock, und bläute seine liebe Ehehälfte noch derber, als der Korbbinder die seine. Zum Glück gieng aber eben in diesem Augenblick der Edelmann des Dorfes vorbei, der Frieden stiftete. Hans nahm ehrerbietig sein Käppchen ab, und erzählte ihm in Kürze die Veranlassung des Streites. Der Edelmann hielt ihnen eine Strafpredigt, ermahnte sie zum Frieden und Versöhnung und gieng seines Weges. Der Auftritt kam ihm aber so komisch vor, daß er sich nicht enthalten konnte, ihn sogleich bei der Nachhausekunft seiner Gemahlin zu erzählen, die ihn herzlich belachte. „Ihr Herren der Schöpfung,“ fuhr sie nach mancherlei Bemerkungen fort, „fehlt meines Erachtens nur darin, daß ihr eure Herrschaft mehr auf Gewalt, als auf Liebe zu gründen sucht, und den Willen der Frau ganz dem eurigen unterwerfen wollet, daß ihr euch alles und den Frauen gar nichts verzeihet, und jeder Aeußerung ihrer Selbstständigkeit den häßlichen Namen Eigensinn beilegt. Wenn du kämest und sprächest: Liebe Rosa thu' mir den Gefallen, und sprich: Gottlob, der Korb ist fertig, so würde ich diese paar Worte mit Freuden nachsprechen. Wenn du aber kämest, wie der Korbbinder oder der Nachbar Hans, und in einem gebieterischen Tone mir zuriefest: ich will, ich befehle, und dabei wohl gar noch Drohungen

gebrauchtest, so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich thun würde.“

„Wie,“ rief der Edelmann aus, „auch du gibst den starrsinnigen Weibern vielleicht im Herzen noch Recht?“

„Wie kann ich ihnen denn Unrecht geben? Die Frau ist des Mannes Freundin, nicht seine Magd, die Freundin kann man bitten, aber sie läßt sich nicht befehlen.“

„Der Mann ist des Weibes Herr, meine liebe Rosa, das steht gleich im ersten Kapitel der Bibel, und es ist dir der Spruch bei unserer Trauung vorgelesen worden. Der Herr versteckt sich zwar, so lange es sich thun läßt, hinter den Freund, wenn aber der Freund nicht gehört wird, so tritt am Ende der Herr hervor.“

„Ich erkenne keinen Herrn in meinem Mann,“ sprach die Dame hitzig, „laß dir nur nicht einfallen, mir etwas zu befehlen, denn ich würde gerade das Gegentheil thun.“

„Du würdest also, wenn ich wollte, ebenso wenig als die Korbmacherin sprechen: Gottlob, der Korb ist fertig?“

„Wenn du mir es in einem so herrischen Tone befehlen würdest, gewiß nicht.“

„Nun ich befehle es dir.“

„Das ist mir leid, ich habe es dir ja schon voraus gesagt, daß es nicht geschehen wird.“

„Rosa sprich: Gottlob, der Korb ist fertig.“

„Um alles in der Welt nicht, selbst wenn du mich noch so schön bätest, so würde ich es jetzt nicht mehr sagen.“

„Soll ich also Gewalt brauchen,“ fuhr der Edelmann zornig auf, „Weib, du mußt die Worte sprechen — — —“ Vermuthlich würde sich die Scene unangenehm geschlossen haben, allein zum Glück trat eben jetzt, da der Streit am hitzigsten wurde, der Pfarrer herein, der äußerst erstaunt über einen Auftritt war, den er in der Art noch nie in dem Schlosse erlebt hatte. Sie erzählten ihm beschämt die Ursache des Zwistes, der Pfarrer lachte darüber, und die Versöhnung folgte durch ihn auf der Stelle. Der Mann versprach, nie wieder unfreundlich

zu befehlen, und die Frau, jede Bitte ihres Gatten als einen Befehl anzunehmen, und ihr, wo möglich, zuvorzukommen. Bald verbreitete sich diese lächerliche Geschichte weiter in der Gemeinde; alle Weiber vertheidigten die Korbbinderin, und in dem ganzen Dorfe blieb keine ungeprügelt. Dieses Geschichtchen in einer Privatgesellschaft erzählt, verschaffte viele Unterhaltung und was die komische Sache noch merkwürdiger machte, war, daß einige Frauenzimmer sich lebhaft der Korbmacherin annahmen, und die Tochter des Hauses, dem Erzähler derselben, der zum Unstern gerade ihr Liebhaber war, beim Abschied ein niedliches Körbchen mit der boshaften Aeußerung überreichte: „Gottlob, der Korb ist fertig.“

Mehr denn Gold und Silber soll dir gelten die Ehre.

Als mit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Appenzeller Bauern in ihrem Uebermuthe die Fahne des Aufbruchs auch nach Tyrol und Vorarlberg trugen, belagerten sie die Stadt Bregenz, weil diese ihrem Herrn, dem Grafen von Montfort, treu geblieben war. Da kam von dem Feinde her eine Bettlerin und sagte: Herr Graf seid auf eurer Hut, denn die Bauern haben in der Zechstube zu Rankwühl auf den Tag des heiligen Hilarius (13 Januar) einen allgemeinen Sturm verabredet. Der Graf dachte, auch den Rath der Bettlerin muß man nicht verachten, und legte zur Nachtzeit einen Hinterhalt in einen Hohlweg. Die Bauern stürmten wirklich am verabredeten Tage; aber die aus dem Hinterhalt und der Stadt nahmen die Stürmenden dergestalt in ihre Mitte, daß sie nach großem Verlust abziehen mußten. Zum Lohne für diesen Sieg verlangte die treue Bettlerin nicht Gold und Gut, sondern daß der Nachtwächter von Bregenz täglich von Martini bis Lichtmess um neun Uhr Abends das Andenken ihrer Treue den Bürgern mit den Worten wieder ins Ge-

dächtniß rufe: „Ehre der Guta!“ Dieser Wunsch wurde ihr gewährt, so daß noch heute der Ruf: „Ehr Guta“ üblich sein soll. So hielt man vormem weniger auf Geld und Gut und mehr auf Ehre.

Wie die sieben Schwaben von einer Zigeunerin sich wahrsagen ließen.

Als man zählte nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahr, da begab sich daß die sieben Schwaben, die, — was manchem Leser nicht unbekannt sein wird, — so viele Abenteuer zu bestehen hatten, auch einer Zigeunerin begegneten. Diese saß nämlich außerhalb Kriegshaber an einer Staupe am Weg, und kochte wunderliches Zeug durcheinander. „Knöpfle sind einmal nicht,“ sagte der Knöpfleschwab, als er in den Kessel hineinguckte, und der Blitzschwab meinte gar, er sehe auf der schwarzbraunen Brühe statt Pfeffer und Schmalz, Mausbreck und Krotenaugen schwimmen, so daß es ihm fast den Magen im Leib umkehrte. Der Spiegelschwab aber gieng auf die Zigeunerin zu und sagte: „Alte Trampel! du müßt mir wahrsagen.“ Die besah ihm die Hand und sagte:

Wer Weiberjoch auf sich muß tragen,
Hat wohl von großer Noth zu klagen.

Die Blitzher' redet wahr, sagte der Spiegelschwab, und schob den Selbstfüßler hin. Dem lugte sie auch in die Hand und sagte:

Einem, der ist übermannt,
Dem ist das Fliehen keine Schand'.

Die stichelt auf meine Stiefele, dachte er, und sie weiß, daß ich laufen kann. Da die beiden Gesellen mit der Wahrsagerin zufrieden zu sein schienen, so folgten auch die andern. Und zum Seehafen sagte sie:

Ein Ding man leget Manchem vor,
Wenn man es thät, der wär ein Thor.

Zum Knöpfleschwaben sagte sie:

Was man erspart an seinem Mund,
Das frist die Kaze oder Hund.

Zum Restelschwaben sagte sie:
Den Esel kennt man an den Ohren,
An der Red' Weise und Thoren.

Zum Allgäuer sagte sie:

Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Dohsen ungleich angeschirrt.

Bygost! sagte der Allgäuer, das habe ich
selber schon oft erfahren, wenn ich hab Mist
ausgeführt. Die Here steht einem, wägerle!
durch das Herz. Der Blüßschwab aber, der
tiefer in den Hafen geguckt, wollte mit der Hei-
din nichts zu schaffen haben, sondern stieß ihr
vielmehr den Kessel um und ins Feuer, so
daß dieses mit Prasseln auseinandergefahren
und ausgeloschen ist; die Zigeunerin aber voller
Zorn, rief ihm mit schätternder Stimme nach:

Jungfrau Lieb ist fahrend Hab,
Heut „Herzliebster“ morgen Schabab.

Und so konnten denn die sieben Schwaben
ihrem Schicksal nicht entgehen.

Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

Von Claudius.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Maan gesund, ist ers,
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß, noch Vapeurs,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn,
Und Koliak in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang,
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang,
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellern sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr,
Die Hände reißt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht,
Und Teich und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus,
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus,
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und seh'n ihn an und frieren.

Gebückt! Gebückt!

oder:

Mit dem Hute in der Hand,
Kömmt man durch's ganze Land!

Als ein Jüngling von 18 Jahren kam der
in der Folge so berühmt gewordene Benjamin
Franklin von einem nach Pennsylvania gemach-
ten Auszuge in seine Vaterstadt Boston zurück
und besuchte den damaligen Prediger Walther,
der ihn sehr liebevoll aufnahm, und beim Wege-
gehen einen kürzern Weg aus seinem Hause
führte.

Die Nebenthür aber war so niedrig, daß ein
erwachsener Mensch sich bücken mußte, um
nicht oben anzustoßen. Franklin sprach wäh-
rend des Fortgehens mit seinem leutseligen
Führer und sah daher nicht aufmerksam vor sich
hin. Gebückt, gebückt! rief auf einmal der
Prediger; aber in dem Augenblick fühlte Frank-
lin schon den Balken an seiner Stirne. Merk
er sich diesen kleinen Unfall, sagte jener. Er
ist jung und hat die Welt vor sich, bück' er
sich auf dem Wege, und er wird sich manchen
harten Puff ersparen.

Diese Lehre machte bei dem jungen Franklin
einen so tiefen Eindruck, daß er sich ihrer in
einem Alter von 79 Jahren noch erinnerte und
sie einem Sohne des erwähnten Predigers mit
folgendem Zusatz erzählte: „Dieser gute Rath

Ihres seligen Vaters so in Kopf und Herz eingepägt, ist mir ungemein nützlich gewesen, und noch jetzt fällt er mir gewöhnlich ein, wenn ich sehe, wie der Hochmuth so oft gedemüthigt wird, und wie so mancher sich unglücklich macht, weil er die Nase zu hoch trägt.“

Von den Eisenbahnen.

Da in unserm Lande so viel von Eisenbahnen die Rede ist, so macht sich der Wanderer zur Pflicht, seinen Lesern auch Etwas davon zu sagen.

Jedermann weiß, daß die Wägen auf den Straßen immerwährend tiefe Geleise bewirken, welche der Schnelligkeit der Fortschaffungen das größte Hinderniß in den Weg legen. Jedermann weiß, daß wenn die Straßen so hart und fest wären, daß die größten Güterwägen keine Geleise darauf machen würden, so wäre alles Fuhrwerk leichter und darum schneller und vortheilhafter. Allein dieß ist gewöhnlich nicht. Man hat vor alten Zeiten diesem Uebel schon hie und da abhelfen wollen. Hie und da hat man die Straßen aus harten Felsenblöcken gemacht, wie es heut zu Tag noch in Mailand ist, um die Geleise zu verhüten. Allein dieß ist kostspielig und nach und nach kommen auch Geleise in den härtesten Stein. Man dachte schon im Anfang des 17. Jahrhunderts in England daran, an die Stelle der Steine Blöcke von hartem Holze zu thun, weil die Steinbahnen zu theuer gekommen wären; später um diese Holzblöcke noch dauerhafter zu machen, überzog man sie mit Eisenplatten und endlich 1767 ließ man das Holz ganz weg, und machte die ganze Bahn aus Eisen. Von dieser Zeit an gab's dann sogenannte Eisenbahnen. Es giebt nun zweierlei Eisenbahnen: die einen sind von Gußeisen, die andern von geschmiedetem Eisen. Die Wohlfeilheit des Gußeisens und besonders seine Unbiegsamkeit machten, daß man bis ins Jahr 1805 nur Eisenbahnen von Gußeisen machte; allein man bemerkte später, daß

das Gußeisen überwiegende Nachtheile habe, und darum zieht man jetzt das geschmiedete Eisen diesem vor.

Es giebt eigentlich 3 Arten von Eisenbahnen, aber zwei davon sind heutzutage äußerst selten, weil sie nicht viel taugen. Nämlich es gibt eine Art Eisenbahn, die nur in zwei Reihen von eisernen Platten, die an der Stelle der gewöhnlichen Geleisen ganz eben auf den Landstraßen liegen, besteht; auf dieser kann der gewöhnliche Wagen jeden Augenblick vom Eisengeleise weg- und wieder darauf fahren. Diese sind selten; noch seltener, aber auch noch schlechter sind die Eisenbahnen, die an der Stelle der gewöhnlichen Wagengeleise eiserne Geleise haben, in denen die Wägen, wie in einem gewöhnlichen Geleise laufen. Wagenräder von gewöhnlicher Form büchsen sich am Anfang der Bahn in die hohlen Eisengeleise ein, und gehen nicht mehr heraus bis am Ende der Bahn. Diese sind aus dem Grunde verwerflich, weil durch Staub, Wind und schlimmes Wetter sich die Geleise mit Koth füllen, so daß wenn die Bahn nicht täglich gesäubert wird, man den Zweck der Eisenbahnen dadurch gänzlich verfehlt. Die dritte Art, die beste, die heutzutage fast allgemein angewendet wird, welche ihrem Zwecke vollkommen entspricht, hat folgenden Bau.

Die Geleise sind erhaben anstatt hohl, und sie gleichen den eigentlichen Wagengeleisen gar nicht. Die Räder sind wie Rollen, in welchen Seile auf- und abgehen, eingeschnitten und im Innern eingebüchset, daß sie weder rechts noch links von der Bahn abweichen können, weil an der inwendigen Seite der Wagenräder ein etwas länger hervorgehender Rand ist, welcher das Fuhrwerk verhindert, von dem Geleise abzuweichen. Da das eiserne Geleise erhaben über der ganzen Bahn hervorsteht, und oben abgerundet ist, so kann kein Koth und kein Staub sich darauf sammeln. Auf einer solchen Eisenbahn heißt man die hervorstehenden Geleise Rails, ein englisches Wort, das eigentlich Gesländer oder Rand heißt. Diese Rails sind

lange eiserne Stangen, 4 Zoll hoch, 2 Zoll breit und 15 Fuß lang, und liegen nicht gerade auf dem Boden, sondern zunächst auf einer Platte von Gußeisen, welche man Coussinet, das Rissen, oder Support, Lager oder Träger heißt. Diese Platten sind mit Nägeln oder Schrauben auf steinerne Platten oder Blöcken, meist von Eichenholz, Querbalken festgemacht, welche je von 3 zu 3 Schuh Weite quer in die Straße eingelassen werden.

Die Rails sind von oben dicker und haben also gleichsam einen Kopf; dadurch wird bewirkt, daß die Räder auf einer breiten Fläche gehen, und diese Fläche langsamer abreiben. Eine Eisenbahn hat entweder zwei Wege oder nur einen; im ersten Falle ist eine doppelte und hat vier Geleise, zwei zum Auffahren und zwei zum Abfahren, so daß immer zwei Wagen nebeneinander vorbeifahren können, während bei der einfachen, welche nur zwei Geleise hat, nur ein Wagen fahren kann. Die Wagen werden auf den Eisenbahnen entweder durch Pferde fortgeschafft oder durch Dampfwagen. Ein Pferd zieht daselbst 150 — 200 Zentner, wenigstens zehnmal soviel als auf der gewöhnlichen Straße. Die Dampfwagen nennt man Locomotive; ein Locomotiv wiegt ohngefähr 100 Zentner und hat gemeiniglich die Kraft von 10 Pferden.

Ein wahrer Priester Gottes.

Als der Pfarrer Perrin, welcher den Galeerenclaven in der französischen Hafenstadt Loulon das Wort Gottes zu verkünden hatte, sich einst mit einem ihn umgebenden Schwarm Gefangener unterhielt, und dabei seine rechte Hand mit der hölzernen Tabaksdose auf den Rücken gelegt hatte, wurde ihm die Dose plötzlich entwendet. Rasch kehrt er sich um, und sein scharfes Aug' entdeckt sogleich den Thäter. Aber ruhig sprach der gute Geistliche: „Der von euch, welcher mir meine Dose genommen hat, gebe sie mir zurück. Ich gebe ihm dreißig Sous dafür —

mehr als sie werth ist — und will den Schuldigen nicht kennen!“

Hierauf schloß er die Augen, hielt seine Hand mit der versprochenen Summe auf den Rücken, und flugs hatte er seine Dose wieder.

Außerordentliche Naturbegebenheit.

In dem Courier von Calcutta, in Ostindien, wird folgendes Ereigniß angezeigt: „Den 20 des letztverflossenen Monats September (1838) gegen 2 Uhr Nachmittags hatte ein starker Platzregen statt, bei welchem eine große Menge drei Zoll langer Fische, alle von derselben Gattung, mit herab auf die Erde fielen.“ Diejenigen, welche auf die harte Erde sanken, fielen sich todt, die aber, welche ins weiche Gras fielen, lebten und zappelten lustig herum. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß diese Fische nicht zerstreut hie und da herabfielen, sondern in einer langen, dichten, etwa einer Armslänge breiten Reihe. Der Erzähler hatte viele davon, die lebten, aufgehoben und in einen nahen Teich geworfen. Die Fische waren von der Gattung, die man im Lande Dka nennt. Was sehet ihr mich so zweifelhaft an, glaubt ihr etwa, der Wanderer mache Spaß? Es hat ja auch schon Würmer, Insekten geregnet, und dieß erklärte man dadurch, daß die Sonnenstrahlen, im Wasser, welches sie pumpen, Eier dieser Insekten mit angezogen haben, die in der Sonnenwärme ausgebrütet, mit dem Regen auf die Erde fielen; wie aber fingerlange Fische in die Wolken gerathen und wieder herabgeregnet werden, ist freilich schwerer zu erklären.

In einem gewissen Wochenblatt steht folgendes Merkwürdige Gesuch.

„Ein Mann, der gegenwärtig in Schulden steckt, wünscht einen Compagnon zu seinem Geschäfte, der das Schuldentilgungswesen aus dem Grunde versteht; er kann sich hier in sei-

ner Kunst im höchsten Grade ausbilden, so, daß er sich bald zum Finanzministerexamen wird melden können!

Neue Maschine zum Beschweren des Sauerkrautes.

Bisher bediente man sich zum Beschweren des Sauerkrautes eines oder mehrerer Steine die man auf den hölzernen Defel legte, welcher das Kraut bedeckt, oder einer hölzernen Schraube, deren Mutter in den Dehren der Tonne befestigt ist. Diese beiden Mittel haben ihre Unbequemlichkeit. Die Steine lösen sich manchmal in der scharfen Brühe des Krautes etwas auf, lassen Sand zurück, ein unverdauliches, nicht angenehmes Nebengewürz. Dabei ist es den meisten Köchinnen beschwerlich, diese Steine aus der Tiefe der Tonne heraufzuheben, und dieselben, besonders zur Winterszeit, zu waschen. Holzschrauben verschwellen größtentheils in den Tonnen, werden ungängig, so daß man sie nur mit großer Anstrengung auf und zuschrauben kann; dann geschieht es oft, daß man bald zu viel, bald zu wenig preßt. Diesen Unannehmlichkeiten wird durch die neue Einrichtung vollkommen gesteuert. Sie hat überdies den Vortheil, ganz einfach und wenig kostspielig zu sein, drei geschmeidige Holzlein, ein Zäpflein, eine starke Schnur, ein steinernes nicht gar schweres Gewicht, und ein Stück Seil, das Gewicht daran zu hängen, das ist alles, was man dazu braucht. Man befestige in die beiden Dehren der Tonne ein etwa drei Zoll breites Brett, in dessen Mitte ein viereckiges Loch angebracht ist, und bohre in dasselbe innerhalb eines der Dehren zwei Löchlein; man nehme ein zweites dem ersten ähnliches Brett, und bohre in dasselbe nahe am Ende ebenfalls zwei Löchlein, so daß sie mit den Löchlein des ersten Brettes correspondieren, man ziehe die Schnur durch alle vier Löchlein, und binde die zwei Bretter locker zusammen. Dieses zweite Brett muß aber wie das erste, obwohl nicht ganz in

der Mitte, ein viereckiges Loch haben, durch welches man einen mit Lösslein versehenen Stab stößt, in den ein Zäpflein nach Bedürfnis höher oder niedriger gesteckt wird. Dieser bewegliche Stab ist in den auf dem Kraut liegenden Deckel, oder in ein Querholz über demselben etwas eingelassen, aufgesetzt. Das Gewicht ist durch ein Seil an das zweite Brett angebracht und hängt außerhalb der Tonne herab.

Probates Mittel gegen Verkältungen.

Das beste Mittel gegen Verkältung ist unstreitig — daß man sich nicht verkälte. Da aber nicht jeder Leser des Kalenders diese medicinische Anweisung befolgen kann, und auch nicht jeder der bösen Luft zu widerstehen vermag, z. B. wenn ihn nach gesättigter Tanzlust die Begierde anwandelt, sich an den Durchzug eines offenen Fensters zu stellen, oder ein Glas kaltes Wasser zu trinken, obgleich er weiß, daß dieß schädlich und er erbärmlich schwach ist: so folgt hier ein anderes Recept, das aber keineswegs in der Voraussetzung gegeben wird, die geneigten Leser werden sich nun, eines Gengiftes bewußt, frisch darauf los erkälten. Der Tod hält sich am Ende an kein Mittel, auch an das probateste nicht, und der knöcherne Gesell ist gerade dann am furchtbarsten, wenn er unter dem Titel: „selbst verschuldet“ an die Lebens Thür klopft. Zur Sache: Man nehme 4 Unzen Engelwurzaamen, eine Hand voll Melissenkraut, 4 Unzen Salbei und koche dies wohl verdeckt in einem Quart Wasser bis zur Hälfte ein. Dann mische man soviel flüssigen Honig dazu, als der Magen verträgt, und nehme zwei bis dreimal des Tages zwei Eßlöffel voll davon. Wäre die Erkältung gar heftig, so nehme man die gleiche Portion noch einmal unmittelbar vor dem Schlafengehen.

Wie ist die theure Seife wohlfeil zu ersetzen?

In England, wo so viele wichtige Entdeckungen gemacht werden, hat in neuerer Zeit Jemand in Erfahrung gebracht, daß Pseifen erde recht gut die Stelle der Seife vertreten mag. Ich habe — sagt der Mann — nach mehreren Versuchen gefunden, daß wenn man unter das zum Waschen von Leinenzeug bestimmte Wasser etwas Pseifenthon mischt, der Leinzeug so weiß wird, als wenn er von der Bleiche käme, und daß hiebei, wie schmutzig die Wäsche auch sein mag, die Hälfte der Arbeit und wenigstens der vierte Theil der Seife erspart wird. Ich rühre den Pseifenthon unter das zum Waschen bestimmte warme Wasser, oder ich reibe den Thon zugleich mit der Seife in die schmutzige Wäsche und wiederhole dies so oft, bis die Wäsche vollkommen rein geworden ist. Alle, die dieses Verfahren wiederholten, sind mit mir über dessen Vorzüge einverstanden. Leider ist bis jezt kein Mittel erfunden worden, ein beflecktes Gewissen und einen schmutzigen Lebenswandel rein zu waschen.

Müthliche Düngerbereitung.

Die Kunst, diesen Dung zu erzeugen, besteht darin, daß man in einer ungefähr 5 Fuß tiefen Grube von beliebiger Länge und Breite, etwas Mist legt, und darauf alles ausgejätete Unkraut, sowie den Abgang aus der Küche und das Kehricht wirft; auf dieses Gemengsel wirft man Kalk, dem eine gehörige Menge Wasser beigesezt wird. Nach Verlauf von sechs Monaten hat die Fäulniß alle in die Grube geworfenen thierischen Substanzen zersez, und sie in einen Dung verwandelt, den man im Frühjahr oder Herbst auf die Felder streut. Mit diesem Dung verstärkt man die Fruchtbarkeit des Welschkorns, der Reben, Wiesen u. s. w. Die Anwendung dieses Düngers hat stets guten Erfolg gehabt.

Nicht aus der Luft gegriffen sind folgende Anekdoten:

Ein reicher Bauersmann aus der Gegend von St. Omer, der fest an die Prophezeiung glaubte, daß die Welt im Anfange des Januars 1840 untergehen würde, kam, von einigen andern leichtgläubigen Landleuten begleitet, nach St. Omer zu einem Notar, um seinen lezten Willen aufsez zu lassen. Er erklärte, daß er, in Anbetracht des bevorstehenden Weltunterganges, und da er keine Verwandten habe, entschlossen sei, seine Haushälterin zur Erbin aller seiner liegenden und fahrenden Habe einzusezen, unter der Bedingung, daß sie täglich eine Seelenmesse für ihn lesen lasse. Als er ausgerebet hatte, bemerkte der Notar: wenn die Welt wirklich am 6. untergebe, so sei ja auch ein Testament überflüssig, weil die Haushälterin doch nicht allein übrig bleiben würde. Der Landmann sperrte Mund und Augen auf, und rief erstaunt: „Da haben Sie auch recht, daran haben wir Alle noch nicht gedacht!“

Ein Graf begieng das Wiegenfest seiner Tochter auf seinem Gute. Der Schulmeister war mit seiner Schuljugend unten am Zimmer aufgestellt mit der Weisung: daß er, sowie er die Gläser klingen höre, mit seiner Jugend ausrufen solle: „Und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch!“ Die Tafel war zu Ende, der Bediente kam mit den Champagnergläsern, stolperte, die Gläser fielen zu Boden und der Graf donnerte ihn an: Hol ihn der Teufel! Der Schulmeister (welcher die Gläser klingen hörte), rief nun mit seiner Schuljugend aus voller Kehle: „und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch!“ — Eine Höllensfahrt in pleno, sagte der Graf und lachte.

Das vereitelte Heirathsproject.

Im Hornung 1840 erschien bei einem Wirth in der Nähe von Z..... eine rüstige, aber ärmlich gekleidete Frauensperson, die sagte, sie sei des reichen Vogts Tochter von L..... und sie könn' es zu Haus nicht mehr aushalten, sie habe es dort allzu böß, drum habe sie das Haus ihres Vaters verlassen. — Der Wirth dachte gleich, ha, das ist ein fetter Fang für meinen Schwiegervater, den reichen Müller St..... in R..... Der hat zwei Söhne, kann also für einen derselben gar wohl eine reiche Erbin zur Frau gebrauchen. Dem will ich den Goldvogel zuschicken. Gedacht, gethan! — Kaum hatte er des Vogts schmutze Katri von L..... seinem Schwiegervater auf seinem Korbwägel zugeschickt, so überhäufte sie dieser mit Gutthaten, schaffte ihr neue Kleider, Kleinodien, Schmuck und eine Uhr zur Stelle und ließ dem hübschen Kind die Wahl, entweder denjenigen seiner Söhne zu heirathen, der eine Mühle besitze oder den, welchem er so eben ein neues Haus gebaut. — Die schöne Katri wählte das schöne, neue Haus; — sie sei nicht gern in einer Mühle. — Alles war fröhlich und guter Dinge und in der Mühle des reichen St..... zu R..... war Musik und Tanz und Verlobungsfeiern über Festivitäten. — Man fuhr mit der schönen Braut sogar nach Z..... hin und selbst der Oberamtmann feierte die Verlobte mit einem festlichen Balle. Doch Regen folgt auf Sonnenschein. Pötzlich fällt es dem alten, reichen Müller St..... ein, er wolle seiner Schwiegertochter in spe doch auch in ihrem Heimathsort nachfragen lassen. Und siehe da, welch ein Schreck! — Die schöne Katri war keine reiche Erbin, sondern bloß eine vermögenslose, verloffene, verrufene Cassendirne und der geprellte Herr Schwiegervater mußte froh sein, für sich und seinen Sohn derselben los zu werden, indem er ihr all die schönen Sachen ließ, die sie der schlauen Weibsperson im Ueberfluß geschenkt hatten.

Der schwarze Geiger.

Ein Neger ging in Amerika durch einen Wald und hatte nichts bei sich als seine Geige. Bald bemerkte er, daß ihm eine Schaar von Wölfen folge. Da er noch mehrere Stunden weit zu gehen hatte, so wurde er sehr besorgt. Bisweilen blieb er stehen, schrie, trieb seine Verfolger zurück, und setzte dann seinen Weg fort. Doch die Bestien wurden immer kecker und hätten ihn sonder Zweifel angepakt, wäre er nicht noch eben zur rechten Zeit bei einer verlassenen Hütte angelangt. In dieser nahm er sich nicht einmal Zeit, die Thüre zu verschließen, sondern kletterte gleich auf die Balken des Gesparres hinauf. Die Wölfe folgten ihm ganz wüthend nach, heulten, sprangen empor und versuchten Alles, um zu ihm zu gelangen. Der Neger aber sah sich in sicherer Position und ergriff beim hellen Mondschein die Öffnung. Als die Hütte ganz von Wölfen angefüllt war, kroch er bis ans obere Ende der Thüre hinunter und verschloß dieselbe, riß dann einige lose Dachbretter ab und schleuderte sie mit aller Gewalt auf die vor dem Hause befindlichen Wölfe. Diese liefen davon. Nun spielte er seinen Gefangenen die ganze Nacht mit seiner Geige auf, um die wilden Thiere zu besänftigen, diese aber heulten jämmerlich über seine Töne. Morgens früh fanden sich einige Nachbarn ein, für die es ein Fest war, die Wölfe zu erschießen.

Ein Ehemann zur Schreckenzeit.

Heron, der Privatsekretär des s. k. k. Reichlichen Fouquier Thonville, erzählt folgende Anekdote, welche die damalige gräßliche Zeit charakterisirt. Es war am 6 oder 7 Thermidor; einer seiner Freunde besuchte ihn in dem Gerichtssale; denn da Fouquier da aß und oft schlief, so mußte der Sekretär auch da bleiben. Der Schulfreund trat also die Hände reibend, mit freudestrahlendem Gesichte und dem Lächeln des Glücks auf den Lippen, zu Heron: „Bravo, Bürger Heron, bravo; es geht gut, 54 zur Guillotine.“

Hast du auf morgen eben so viele? — „Noch nicht ganz, es fehlt aber auch nicht viel.“ — „Ist deine Liste schon geschlossen und von dem Bürger Ankläger unterzeichnet?“ — „Nein noch nicht. Warum? hast du irgend einen guten Aristokraten oder einen Andern anzuzeigen?“ — „Leider nicht, aber ich möchte dich um eine kleine Gefälligkeit ersuchen, lieber Freund, denn du bist mein Freund, nicht wahr? — Setze meine Frau auf deine Liste.“ — „Deine Frau, gebe, du machst Spaß.“ — „Nein, Freund, du thust mir, ich schwöre dir es zu, einen sehr großen Gefallen.“ — „Es ist nicht möglich; wir haben ja erst vorigen Montag mit einander gegessen, und du schienst von deiner Bürgerin ganz entzückt zu sein.“ — „Ich bin auf andere Gedanken gekommen.“ — „Die Bürgerin ist eine treue Anhängerin der Revolution.“ — „Keineswegs, sie ist Aristokratin, ich kann es beweisen.“ — „Du bist ein Narr, sie ist eine gute Frau, du wirst dich eines andern besinnen.“ — „Nein, nein, — eins, zwei — willst du meine Frau guillotiniern lassen?“ — „Nein, das will ich gewiß nicht.“ — „So geht es; rechne einer nur auf die Schulfreunde!“ rief der Besucher und ging unzufrieden und verdrießlich fort, als habe Heron ihm eine kleine Anleihe verweigert. Trotz dem lebten die Eheleute noch dreißig Jahre glücklich mit einander, und die arme Frau hatte nie etwas von jenem Schritte erfahren, den ihr Mann ihretwegen that.

Der Schneider und der Stier.

Ein Schneiderlein wollte zum Tanze spazieren, Bei dem er die Fiedel zu streichen gepflegt; Da stürzte ein Zuchtstier auf allen Bieren Auf's Schneiderlein los, die Hörner gereckt. Der Schneider legt sich auf's Retiriren; Doch der Dohse eilt rasend hinter ihm drein Und das Schneiderlein muß' sich endlich postiren, Zum Tode geängstigt durch Mark und Bein. Verzweifelt greift es zu seiner Geigen Und fiedelt den schwäbischen Walzer her, Der Stier, o Wunder, er thut sich neigen

Entzückt auf den schwitzenden Geiger blickt er; Doch kaum will unser Schneider entfliehen, So setzt ihm der Dohse gleich wieder zu, Den Bogen der Schneider aufs Neue muß ziehen, Sonst läßt ihm der Rasende keine Ruh. Und fest gebannt sieben v i e r Stunden die Zwei Der Dohs und der Esel auf einem Fleck, Bis endlich erschienen der Hirten Dreie, Die erbösten den Fiedler von seinem Schref. Das Schneiderlein aber noch lange erzählte Von der Zaubergewalt seiner Geigerkunst, Deren göttliche Wirkung nicht verfehlte, Einen Dohsen zu bannen in seiner Brunst.

Anekdote von drei Juden, die den Rigiberg bestiegen.

Letzten Sommer bestiegen drei Söhne Israels den Rigi vor Sonnenaufgang. „Gott's Wunder“ schrie der Levi, als die Strahlen des heraufsteigenden Gestirnes die Firnen der Gletscher vergoldeten, „Gott's Wunder, daß muß eppes Räres vun Bergildung sei!“ — „Prächtich, Prächtich!“ schrie der Isaaq, „nee“ erwiderte der Jessoß, „ich brech mech necht, i bin g'sund, brech du dech Isaaq, ech brech mech necht.“

Milde Stiftung zur Nachahmung.

Der am 9 Sept. 1836 verstorbene Dom-Dechant und Generalvikar Dr. A. J. Dymnus zu Würzburg hat eine ganze Reihe wohlthätiger Stiftungen gemacht, die sein Andenken segensreich erhalten werden. Unter Andern bestimmte er: 600 fl. zur Vertheilung an Hausarme und Kranke, 3840 fl. die Waisenanstalt, ein gleiches Capital der Pfarreistiftung Oberdürnbach, 4000 fl. zu Holz für Arme, 500 fl. für Studenten, 1000 fl. der Anstalt für kranke Handwerksgefelln, 1000 fl. der Armenbeschäftigungsanstalt u. s. f.

Auflösung der Räthsel in diesem Kalender.

1. Jene zu dem Eskurtial in Spanien, die sieben Zentner wägen. — 2. Das Pferd und der Pfau. — 3. Die Briefe und Handschriften. — 4. Von der Landschaft Tabaco in Neuspanien, wo er zuerst gefunden wurde. — 5. Der Bauer an seiner Hand — 6. Nichts, als was recht ist. — 7. Prozesse und alles, was Geld kostet. — 8. Herr Schmalhans. — 9. Der keine Leiden kennt. — 10. Wenn ein Unhöflicher einen feinen Hut hat.